

Suwalki.

In den „Grenzboten“ gibt George Kleinow eine auf eigener Anschauung beruhende Schilderung des Gouvernements Suwalki. Es ist noch keine „geheiligte russische Erde“, die mit dem Gouvernment Suwalki unter deutsche Verwaltung geraten ist.

Das Gebiet des heutigen Gouvernements Suwalki ist zusammen mit Nowo, Grodno und Wilna in seinen wechselvollen Schicksalen auch einmal deutsches Kolonialland gewesen. Das bezog sich noch heute, abgesehen von den Namen ehemals deutscher Edelleute, wie v. Bistram, v. Leningrad und anderer, das Vorhandensein von mehr als 60 000 Lutheranern, von denen sich bei der letzten Volkszählung (1897) rund 40 000 noch als „njemcy“, das heißt als Deutsche russischer Untertanenschaft, bezeichneten.

Klimatisch, geologisch, in Fauna und Flora unterscheidet sich das Gouvernment von Ostpreußen. Der uralt-haltische Höhenrücken geht hier breit durch und zeigt mit seinen Wäldern, Sümpfen, Seen denselben Charakter wie die Romintener Heide. Die guten Weiden gestatten die Aufzucht eines dem ostpreussischen verwandten guten Pferdeschlages. Wenn alles wilder und unwohnter, an einzelnen Stellen unberührt, meist aber verwahrloster aussieht wie in Ostpreußen, so trägt die Natur nicht die Schuld daran: der Unterschied im äußeren Aussehen der preussischen und russischen Provinz gibt den Maßstab für den Unterschied zwischen preussischer und russischer Verwaltungspraxis.

Jetzt im Herbst hat die litauische Landschaft gerade am flach absteigenden Nordhang des Höhenzuges einen wunderbar eigenen Reiz. Der Horizont wird begrenzt durch dunkle Wälder; die sanften Hügelketten sind bedeckt von weiten, endlosen gelben Stoppelfeldern; nur hin und wieder werden sie schon jetzt von einer emsigen Flugschar aufgesperrt, die das Gelb in Grau verwandelt. Dafür beleben zahlreiche Gänfenscharen die Fläche; ihr Gefieder scheint in dem eigenen träumerischen Licht zu glitzern und zu gleiten; wie Trompeten schmettert der Ruf der Gänserichse über die Flur. Hin und wieder werden graugelbe Schweineherden sichtbar und an den Feldrainen Kinder, die Hüter dieser Scharen. Ueber das ganze Land verstreut die Bauernhöfe. Geschlossene Dörfer gibt es hier nicht — es sei denn eine alte deutsche Hauskolonie am Waldrande. Größere Gehöfte sind selten, obwohl das Standesregister gegen dreitausend Personen von Adel aufweist. Die Nähe von Grodno bedeutet für den Wanderer durch weite Wiesen, auf denen Pferde weiden, an Fabrikschornsteine kennt man in diesen glücklichen Gefilden kaum. Die Bauernhöfe sind meist von hohen Bäumen, schwarzen Edelkannen und herbstgelben Birken und Ebereschen umstanden, deren saftigrote Früchte auf dem dunkeln Hintergrunde fast so kräftig glänzen, wie die Aemellen und Agalien in den Gärten des Gomez Sees. Ueber alle dem liegt jetzt ein blaugrauer schneidiger Himmel ohne Sonnenstrahlung und geheimnisvoll, als ginge Keistudd Geist über die Fluren, zieht Altweiberjammern über die Felder, raunt ein Etwas durch die Stille. Titanen! Jagenreiches, märchenreiches! Auch ohne die zahlreichen Lager umhergehender und Pferde stehender Jäger an den Waldrändern atmet dies Land eine Romantik, wie sie mir weder in den Bergen der Schweiz, noch im Kaukasus, noch in Bosnien je zum Bewußtsein gekommen ist.

Der Hauptstrom Litauens, der Njemen, kommt als Verkehrsweg in Betracht: er ist eine viel gewundene, tief, an manchen Stellen bis 60 Meter eingeschnittene Grenzlinie gegen Osten und

Norden, kein eigentlicher Verkehrsweg für das Gouvernment. Der Kanal von Augustowo, der den Njemen mit dem Narew verbindet und die ungeheuren Sümpfe und Wäldungen in der südöstlichen Ecke durchquert, kommt wohl nur für diese und den Durchgangsverkehr für Holz aus Lomża in Betracht. Die Eisenbahn, die den Truppenübungsplatz von Oran mit der Gouvernementshauptstadt verbindet und von dort nach Grodno — Schnellzugstation der Eisenbahn Petrograd—Wilna—Warschau — führt, wurde bisher vorwiegend nach russisch-militärischen Gesichtspunkten betrieben: man braucht für die 130 Kilometer lange Strecke sieben Stunden; durch den nördlichen Teil der Provinz führt die zweigleisige Hauptstrecke, die Eydtkuhnen mit Nowo und darüber hinaus mit Wilna und Petrograd verbindet. Einige wenige Chaussees, die die hauptsächlichsten Orte: Nowo an der Nordostseite, gegenüber Wirballen an der preussischen Grenze, Bilsowicki, Mariampol, Suwalki und Augustowo mit Grodno im Südosten verbinden, sind zusammen etwa 350 Kilometer lang, was bei einer Fläche von 12 551 Quadratkilometer und rund 800 000 Einwohnern bezeichnend ist für die wirtschaftliche Erschließung des Gebietes. Unter diesen Verhältnissen würde der leicht ausführbare Bau einer Anschließbahn von kaum 100 Kilometer Länge zwischen Suwalki und Rargraboowo geradezu revolutionierend wirken. Wäge dieser Bau die nach der Befreiung des Gebietes vom russischen Joch erste Kulturwohltat unserer Truppen an den Bewohnern von Suwalki sein.

Noch heute darf das Gouvernment als rein landwirtschaftliches mit großer Waldwirtschaft bezeichnet werden. Die industrielle Gütererzeugung wird sieben Millionen Mark kaum übersteigen, die Zahl der industriellen Arbeiter wird nicht wesentlich höher als 2500 sein. Die Industrie verarbeitet ausschließlich einheimische landwirtschaftliche Erzeugnisse. Eine gewisse Rolle spielt im nördlichen Teil die Wästenbinderei und Lederverarbeitung. Eisen- und Maschinenindustrie, über Schloßerei hinausgehend, beschränkt sich auf die unbedeutenden Eisenbahnwerkstätten. Von der rund 1 115 000 Hektar großen Gesamtfläche des Gouvernements befinden sich 630 000 Hektar in bäuerlichem, 260 000 Hektar in sonstigem Privatbesitz; 225 000 Hektar sind Staatseigentum. Nicht man in Betracht, daß von diesem Staatseigentum im Jahre 1907 allein 945 221 Rubel oder rund 2 Millionen Mark auf Einnahmen auf Forstwirtschaft entfielen, aber nur 29 708 Rubel aus „sonstigen“, so wird man folgern dürfen, daß der Staatsbesitz vorwiegend aus Wald- und Sumpfland besteht.

Die Städte sind flüchtig. Es gibt ihrer zehn. Sie hatten noch 1901 zusammen ein Ausgabenbudget von 118 653 Rubel, darunter die Hauptstadt Suwalki — übrigens eine der in sanitärer Beziehung höchststehenden Städte des Weichselgebietes — mit 43 244 Rubel. Sollte die Summe sich im Laufe der Jahre bis heute wirklich verdoppelt haben, so wäre das außerordentlich. Die wenigen Zahlen lehren, wie gering das wirtschaftliche Leben und die Selbstverwaltung in Suwalki entwickelt ist, wie alles Leben unter einem unsichtbaren Druck zu stehen scheint.

Unerlässlich viel mannigfaltiger, als die Wirtschaft vermuten läßt, ist die Zusammensetzung der Bevölkerung nach Nationalitäten und Glaubensbekenntnissen. Den Stief bilden die, 400 000 Litauer, bis etwa fünf Sechstel des Gouvernements, begrenzt im Süden durch die Schwarze Hanzza, besetzt halten, während die Polen mit 185 000 Seelen vorwiegend das südliche Sechstel bewohnen. Die Städte und Flecken beherbergen gegen 125 000 Juden. Außerdem gibt es noch etwa 40 000 Deutsche, die vorwiegend in den mittleren Kreisen Mariampol und Kalwaria wohnen (in der Stadt Suwalki, wo eine evangelische Kirche ist, gegen 900); ebensolche Russen; diese bilden, abgesehen von den Beamten, ziemlich abgeschlossene Kolonien ganz im Süden in den Kreisen Augustowo, Suwalki und Sennay. Schließlich wohnen seit dem 15. Jahrhundert in den Kreisen Kalwaria und Wollowicki noch ein halbes Tausend Tataren, die die polnische Sprache und Lebensweise angenommen haben.

Litauer und Polen sind römisch-katholisch, die Russen jedoch in Seften gespalten. Gegen 20 000 von ihnen gehören zu den sogenannten Altgläubigen (Staro-abryjady), ein sehr konservatives Element, das streng an den alten russischen Gebräuchen festhält und am Jarentum hängt und somit dem deutschen Regiment Schwierigkeiten bereiten dürfte. Neben ihnen stehen gegen 10 000 Schwerkriegler, die seit Jahrhunderten in offener Aufsehung gegen die Staatskirche leben, teils sogenannte Wespowowce, die keine vom Staat angestellte Priester anerkennen, teils Gleichgläubige (Zednowitsy), die im Jahre 1800 der russischen Staatskirche verbunden (uniert) wurden.

Das Vorhandensein der verschiedenen Arten von Altgläubigen in Suwalki stellt den Verwaltungschef dieses Gebietes vor Aufgaben

der Kulturpolitik, die in den übrigen Gouvernements des Weichselgebietes nicht vorhanden sind. Die Altgläubigen, deren es im inneren Rußland an die 15 Millionen gibt, haben sich auf dem Konzil von Moskau am 13. Mai 1867 von der Staatskirche getrennt. Man erkennt den Altgläubigen ohne weiteres daran, daß er beim Gebet oder Schwur das Kreuz nicht mit drei Fingern schlägt, sondern mit zweien, mit dem Zeigefinger und Mittelfinger! Im Jahre 1905 hat die russische Regierung die Altgläubigen dadurch verhöhnt, daß sie die bis dahin verschlossenen Kirchen öffnen ließ und das Kirchvermögen wieder herausgab. Unerbittlich zeigte sie sich bis in die jüngste Zeit nur gegen eine Abspaltung der Altgläubigen, gegen die Wespowowce.

Ein interessantes Merkmal des Gouvernements ist die völlige Abwesenheit eines geistigen Zentrums. Die Hauptstadt ist eine reine jüdische Händlerstadt ohne politische Interessen, da diese niedergehalten werden durch das Vorhandensein der Gouvernementsregierung und zahlreicher Truppenstäbe. Die litauische Intelligenz hat ihren Sitz außerhalb Suwalkis in der Stadt Nowo, von wo sich ihr Einfluß längs der Eisenbahn bis zum Hauptbahnhof Kibartys (Wirballen) ausdehnt. So ist es auch verständlich, daß das Gouvernment als seine Vertreter in der Reichsduma zwei Litauer aus Nowo, Andrej Pulat, einen Sozialrevolutionär, und Peter Leonas, einen konstitutionellen Demokraten erwählte, und bezeichnend für die Stimmung in der Landbevölkerung ist, daß sie, als die Zahl der Abgeordneten für das Gouvernment im Jahre 1907 von zwei auf einen herabgesetzt wurde, nicht den konstitutionellen Demokraten, sondern den Sozialrevolutionär mit seinem radikalen Agrarprogramm wählte. Eine höherstehende jüdische Intelligenz von einiger politischer Bedeutung gibt es in Suwalki nicht; dagegen im nördlichen Teile mit dem Zentrum in Bilsowicki und Mariampol gut organisierte marxistische und jüdische Arbeitervereine. Im übrigen hat die jüdische Intelligenz ihren Rückhalt in Grodno, Nowo und Bjalystok.

Die Zukunft des Gouvernements in sozialer und wirtschaftlicher Beziehung wird aber wohl im wesentlichen davon abhängen, ob es gelingt, die Agrarfrage, die heute Litauer und Polen, das sind Bauern und Großgrundbesitzer, scharf voneinander trennt, glücklich zu lösen. Gegenwärtig gibt es gegen 200 000 Seelen landloser außerhalb der Städte, und Suwalki stellt einen ungeheuren Procentsatz für die Sachsgängererei und sonstige Wandarbeit im Westen.

Zur Vorbeugung gegen Seuchen

ergreift Dr. Rosenthal in der Heilärztlichen Zeitschrift zur „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ das Wort. Zu Kriegszeiten muß aus einer ganzen Reihe von Gründen mit einer erhöhten Seuchengefahr gerechnet werden, ganz besonders jetzt, da das hygienisch wie überhaupt so weit rückständige Rußland zu unseren Feinden gehört. Eine solche Gefahr pflegt immer gleichzeitig übertrieben und unterschätzt zu werden, und gegen beides muß eine warnende Stimme erhoben werden. Das ist besonders notwendig, weil weder gegen die Cholera, noch gegen den Typhus eine vollkommene Sicherheit gegeben ist. Der Einwand, daß die Kriegsführung die Grenze und damit auch die Einschleppung von Krankheiten besser absperrt, als es in Friedenszeiten geschehen könnte, ist nicht zutreffend. Außerdem gibt es freilich eine Schutzimpfung sowohl gegen Cholera wie gegen Typhus, aber sie haben zwar einen zunehmenden Erfolg, geben aber doch keine unbedingt zuverlässige Bürgschaft für die Verhütung einer Seuche. Allein die Kriegsgefangenen und Deserteure sind Träger einer möglichen Uebertragung der Krankheitskeime aus dem Feindesland. Außerdem können leider unter unseren eigenen Truppen Erkrankungen vorkommen, wenn sie verseute Orte im Feindesland besuchen.

Daß die Cholera schon durch die russische Mobilmachung eine starke Ausbreitung von den südlichen und inneren Provinzen, wo sie seit Jahren herrscht, nach den Grenzgebieten erfahren hat, ist als eine Tatsache zu betrachten, und auch Dr. Rosenthal ist der Meinung, daß die 502 Todesfälle, die unlängst aus Moskau in einer Woche als „akute Magenarmutzündung“ genannt wurden, eigentlich auf die Cholera zu deuten sind. Die Schutzimpfung nach dem bisherigen Verfahren ist schon aus dem Grunde keine besonders verlockende Maßnahme, weil sie eine mehrwöchige Erkrankung und zuweilen recht hohes Fieber hervorruft, so daß man wohl kaum eine ausrückende Truppe in dieser Weise behandeln kann. Daher ist es besonders nötig, daß jeder einzelne, ob er nun selbst im Felde tätig oder auf seinem heimischen Hofen geblieben ist, gewisse Regeln als feste Gewohnheiten annimmt, die ihn selbst vor

Die Erstürmung der Mühle.

Von Emile Zola.

Und er schritt von dannen. Eine Stunde später befand sich die von dem Offizier auferlegte Kontribution an Proviant und Geld auf dem Mühlendhose. Die Nacht brach herein. Françoise verfolgte angstvoll die Bewegungen der Soldaten. Sie wich nicht von der Stube, in welche Dominique eingeschlossen war. Gegen sieben Uhr empfand sie eine stechende Aufregung; sie sah den Offizier zu dem Gefangenen hineingehen; eine Viertelstunde lang hörte sie die Stimmen der beiden Männer im lebhaften Wechsel. Eine Zeit nachher erschien der Offizier auf der Schwelle, um in deutscher Sprache einen Befehl zu geben, welchen sie nicht verstand. Aber als 12 Soldaten „Gewehr im Arm“ im Hofe Posto faßten, ergriff sie ein Wehen; es war ihr, als trete der Tod an sie heran. Es war beschlossen: die Hinrichtung sollte stattfinden. Die zwölf Mann blieben zehn Minuten lang im Hofe stehen. Dominiques Stimme erklang laut in entschlossener Weigerung. Endlich trat der Offizier heraus, warf die Lüre bestig ins Schloß und rief dem Gefangenen zu:

„Es ist gut, überlegen Sie sich die Sache. Ich gebe Ihnen Frist bis morgen früh!“

Und er winkte den zwölf Mann, abzutreten. Françoise blieb wie geistesabwesend stehen. Vater Merlier, welcher keine Weife nicht aus dem Wunde genommen hatte und die Rotte mit einfacher Reingierde betrachtete, trat jetzt zu ihr und ergriff sie mit väterlicher Milde am Arme. Er führte sie fort in seine Stube.

„Verhalte Dich ruhig“, sprach er zu ihr; „sieh zu, daß Du schlafen kannst. Morgen, wenn's Tag ist, wollen wir leben.“

Als er fortging, schloß er sie vorsichtshalber ein. Es war sein Grundsat, daß die Frauen für wichtige Dinge nicht geschaffen und nicht tauglich seien, daß sie leicht alles verdürben. Aber Françoise setzte sich nicht zu Bett. Sie blieb auf der Kante desselben lange sitzen und lauschte auf jedes Geräusch im Hause. Die im Hofe gelagerten deutschen Soldaten sangen und lachten; sie mußten bis elf Uhr essen und trinken, denn der Lärm hörte nicht einen Augenblick auf. In der Mühle selbst erschollen zeitweilige dumpe Schritte, ohne Zweifel Schildwachen, welche zur Ablösung kamen. Aber was ihr Interesse vornehmlich gefesselt hielt, das waren die Geräusche, welche aus dem unter ihrer Stube liegenden Raume herauf-

drangen. Sie legte sich wiederholt auf die Dielen und preßte ihr Ohr gegen dieselben. Diese Stube war just diejenige, in welcher Dominique eingesperrt worden war. Er mußte zwischen Wand und Fenster auf und abgehen, denn sie vernahm lange Zeit den regelmäßigen Takt seiner Schritte; dann trat eine große Stille ein; er hatte sich wahrscheinlich gesetzt. Uebrigens hörte aller Lärm jetzt auf, alles sank in Schlummer. Als das Haus in tiefer Ruhe zu liegen schien, öffnete sie so behutsam als möglich das Fenster und lehnte sich hinaus.

Draußen war eine laue stille Nacht. Die dünne Mondscheibe, welche hinter die Wälder von Sauval trat, erhellte die Landschaft mit dem matten Licht einer Nachtlampe. Der langgestreckte Schatten der hohen Bäume zog schwarze Furchen in die Wiesen, während an den freien Stellen das Gras den Eindruck eines mattgrünen Samtteppichs machte. Aber Françoise kümmerte sich nicht sonderlich um den geheimnisvollen Reiz der Sommernacht. Sie suchte die Gegend mit dem Blicke ab nach den durch die Deutschen auf dieser Seite jedenfalls aufgestellten Schildwachen. Sie sah den Schatten deutlich auf der Murelle entlang postiert. Ein einziger Posten stand vor der Mühle auf dem anderen Ufer des Baches, in der Nähe von einer Weide, deren Zweige ins Wasser niederhingen. Françoise erkannte den Posten ganz deutlich. Es war ein großer Burche, welcher unbeweglich, das Gesicht zum Himmel emporgewandt, mit der träumerischen Miene eines Schafhirten dastand.

Nachdem sie so die Verhältnisse sorgfältig inspiziert hatte, setzte sie sich wieder auf ihr Bett. Sie blieb dort eine Stunde lang, in tiefes Nachdenken versunken, sitzen. Dann lautete sie wieder; in dem Hause regte sich kein Hauch. Sie kehrte wieder zum Fenster zurück und warf einen Blick hinaus; aber wahrscheinlich schien ihr eine der Spitzen der Mondscheibe, welche noch hinter den Bäumen hervorschaute, störend, denn sie entschied sich für das Warten. Endlich schien ihr der richtige Augenblick gekommen zu sein. Die Nacht war ganz finster, die dehnte sich wie in eine Lintenlache. Sie überließ noch eine Zeit Schildwache drüben war nicht mehr zu sehen, die Landschaft dehnte sich wie eine Lintenlache. Sie überließ noch eine Zeitlang das Ufer; dann faßte sie sich ein Herz. Neben dem Fenster führte von dem Mühlrade bis zum Speicher hinauf eine eiserne Leiter, deren Sprossen in die Mauer eingesägt waren und die den Müllern ehemals dazu gedient hatte, zu allen Seiten des Radwerks zu gelangen; später war der Mechanismus geändert worden, und schon seit langer Zeit verschwand die Leiter hinten unter dem dichten Epheugetank, welches diese Seite der Mühle bedeckte.

Françoise schwang sich läch über die Brüstung des Fensters, erfaßte eine der Eien sprossen und schwebte in der freien Luft. Sie begann herabzusinken. Ihre Röcke behinderten sie sehr. Blödsinn löste sich ein Stein aus dem Gemäuer und fiel mit einem dumpfen Klatschen in die Murelle. Vor Schreck erstarrt, war sie stehengeblieben. Aber sie merkte, daß der Wasserfall mit seinem beständigen Rauschen auf eine gewisse Entfernung jedes Geräusch überdeckte, welches sie machen könnte, und sie krieg nun Kühner hinab, mit dem Fusse zwischen dem Efeu nach den Sprossen tastend. Als sie sich in gleicher Höhe mit der Stube befand, welche Dominique als Gefängnis diente, hielt sie an. Eine unvorhergesehene Schwierigkeit aber hätte sie bald all ihres Mutes beraubt. Das Fenster mit der Unterstube befand sich nicht genau unter dem Fenster ihrer Stube, sondern war ein Stück von der Leiter entfernt, und als sie die Hand ausstreckte, traf sie nur die Mauer. Sollte sie wieder hinaufsteigen, ohne ihren Plan zu Ende zu führen? Ihre Arme erschlafften, das Murren der Murelle zu ihren Füßen fing an, ihr Schwindel zu verursachen. Da löste sie kleine Kalkstücke aus der Mauer und warf sie nach Dominiques Fenster. Er hörte nicht, vielleicht schwieg er. Sie bröckelte fort und fort Kalkstücke ab, sie riß sich die Finger wund. Und sie war am Ende ihrer Kraft; sie fühlte schon, wie sie rücklings herabstürzte, als Dominique endlich behutsam öffnete.

„Ich bin's“, flüsterte sie, „saffe mich geschwind! Ich falle!“ Es war das erste Mal, daß sie ihn duzte. Er beugte sich hinaus, packte sie und zog sie in die Stube. Hier erfaßte sie ein Kränkenkrampf; aber sie unterdrückte ihr Schreien, um nicht gehört zu werden. Mit einer äußersten Anstrengung gelang es ihr, ruhig zu werden.

„Wirst Du bewacht?“ fragte sie mit leiser Stimme. Dominique, der noch ganz verblüfft war ob ihres Erschreckens, machte ein Zeichen nach der Lüre hin. Auf der anderen Seite vernahm man ein Sämarchen; die Schildwache, vom Schlaf übermannt, mußte sich quer vor die Lüre gelegt haben, in der Meinung, daß der Gefangene auf diese Weise nicht entfliehen könnte.

„Du mußt stehen“, fuhr sie lebhaft fort. „Ich bin gekommen, Dich darum zu bitten und vor Dir Abschied zu nehmen.“

Aber er schien sie nicht zu verstehen. Er rief einmal übers andere:

„Was! Du bist's! Du bist's! O, wie hast Du mich erschreckt! Du konntest den Tod finden!“ Er sagte ihre Hände und küßte sie. (Fortf. folgt.)

